

Takashi Morita

### Bollnow in Japan. Zu einigen Gedanken über die Natur in Bollnows Spätwerk

Unter dem Titel „Bollnow in Japan“ habe ich schon 1983, also vor zehn Jahren, hier in Tübingen gesprochen, und zwar bei dem Kolloquium aus Anlaß seines 80. Geburtstags. Wir konnten Otto Friedrich Bollnow sechsmal in Japan begrüßen. 1959 sah ich ihn zum erstenmal, es war bei dem „Kyoto Symposium commemorating the International Conference of Educational Research“, die im selben Jahr in Tokyo stattgefunden hatte. In seinem eindrucksvollen Vortrag „Die anthropologische Bedeutung der Hoffnung“ sagte er damals: „Die Hoffnung ist Ausdruck eines Vertrauens zum Dasein, und sie verbindet sich mit einem Gefühl der Dankbarkeit für dies Getragen-Sein.“

In Japan haben wir den Spruch „Ichigo Ichie“. Das sind die Worte von Soji Yamanoue, einem berühmten Tee-Meister des 16. Jahrhunderts. „Ichi“ ist ‚eins‘, ‚go‘ bedeutet hier ‚Leben‘ oder ‚Lebenslauf‘. Ganz wörtlich übersetzt bedeutet „ichigo“ „ein Leben“ oder „ein Lebenslauf“. „E“ in „ichie“ bedeutet ‚Treffen‘ oder ‚Begegnung‘. Deshalb ist „ichie“ „eine einzige oder einmalige Begegnung“. „Ichigo ichie“ bedeutet also „Ein Lebenslauf, eine Begegnung“ oder frei übersetzt „In einem ganzen Leben – eine einmalige Begegnung“. Das ist so zu verstehen: Jede Begegnung sollte eigentlich eine solch einmalige Begegnung sein. Yamanoue fordert uns also dazu auf, unser alltägliches Dahinleben zu durchbrechen.

Nach dieser ersten Begegnung hatte ich oft die Gelegenheit, Bollnow-sensei zu sehen, in Japan wie in Deutschland. Jedesmal, wenn wir uns trafen, fragte er „Was gibt's Neues bei Ihnen?“ Das habe ich immer im Sinn dieses japanischen Spruches verstanden. Noch heute kann ich, wenn ich in Kyoto spazierengehe, in Gedanken ein Gespräch mit mei-

nem verehrten Tübinger Lehrer beginnen. Ich sehe ihn dann auf der Holzveranda eines Tempels sitzen, in stillem Gespräch mit der reichen Natur eines japanischen Gartens. Diese Erinnerung führt mich zu Bollnows letzten Japanbesuch. Im Mai 1986 hatten wir das große Glück, Professor Bollnow ganz unerwarteterweise als den wichtigsten Gast bei dem International Green Forum „Cultural Approaches to the Greening of the urban Environment“ in Osaka empfangen zu können. Er hat bei dieser großen Konferenz, die vier Tage dauern sollte, den Eröffnungsvortrag „Die Stadt, das Grün und der Mensch“ gehalten. Ich habe den Vortragstext sowohl ins Japanische wie ins Englische übersetzt<sup>1</sup>. Bollnow sprach vor einer Versammlung von über 1200 Fachleuten für Ökologie und Stadtplanung aus 33 Ländern. Der Vortrag fand ein so starkes Echo, daß er kurz nach Beendigung der Tagung im japanischen Fernsehen gesendet und im September in einer Zeitschrift des berühmten Iwanami Verlages veröffentlicht wurde. Er hat dem allgemeinen japanischen Publikum eine sehr gute Gelegenheit gegeben, mit Bollnows Gedankenwelt vertraut zu werden. Für mich selber ist er wichtig, weil er mir einen tiefen Einblick in die Naturauffassung meines Lehrers gewährt.

Bollnow fragt hier, was die Natur ist. „Natur“ meint zunächst die den Menschen umgebende Natur, wie sie grünt und blüht. Zu ihr könne der Mensch ein lebendiges Verhältnis haben, und dann spreche sie auch zu uns, wie Bollnow ausführt. Bereits in einem Vortrag „Vom evozierenden Sprechen“, den Bollnow 1980 in Kyoto gehalten hat, spricht er von der „Stimme der Natur“ und erläutert diesen Gedanken mit Hinweis auf das „evozierende Sprechen“, das Bollnows Lehrer Georg Misch von der logisch-diskursiven Redeweise

---

<sup>1</sup> Die deutsche Fassung erschien in: Otto Friedrich Bollnow, Zwischen Philosophie und Pädagogik. Vorträge und Aufsätze. Norbert Friedrich Weitz Verlag Aachen 1988, S. 44–62.

klar unterschieden hatte<sup>2</sup>. Bollnow erläuterte damals das „evozierende Sprechen“ am Beispiel von Goethes Ballade „Der Fischer“ und, was uns Zuhörer besonders überraschte, anhand einiger Haiku, also japanischer Kurzgedichte. Darunter befand sich auch das berühmte Gedicht von Matsuo Basho:

Der Pflaumenblüte	<i>Ume ga ka ni</i>
Duft. Plötzlich scheint die Sonne	<i>Notto Hinoderu</i>
den Bergpfad entlang.	<i>Yama-ji kana.</i>

„Was ist es“, fragt Bollnow, „was uns in diesen wenigen Silben so seltsam anröhrt? Der mitgeteilte Inhalt ist gering und banal ... Aber es geht ja gar nicht um einen mitzuteilenden sachlichen Gehalt. Es ist, daß mit jedem Wort ein ganzer Verweisungszusammenhang mitschwingt, daß er eine Fülle von Assoziationen weckt.“

Auch in seinem Blaubeurer Vortrag „Der Mensch und die Natur als pädagogisches Problem“<sup>3</sup> ist vom Sprechen der Natur die Rede. Dem zu entsprechen verlangt eine grundsätzliche Wandlung des Menschen, die Bollnow so zum Ausdruck bringt: „Die Natur ist als solche dem Menschen nicht ursprünglich gegeben. Um sie in den Blick zu bekommen, bedarf es erst eines radikalen Durchbruchs und zwar derart, daß der Mensch ihn nicht aus eigenem Antrieb leisten kann, sondern der nur in einer ihm von außen entgegentretenden Erfahrung, in einer Begegnung im vollen Sinn des Worts, entspringen kann“ (a. a. O., S. 80) Bollnow zitiert in diesem Zusammenhang ein Prosafragment Rilkes<sup>4</sup> und

---

<sup>2</sup> Vgl. den Aufsatz „Bemerkungen über das evozierende Sprechen in der Logik von Georg Misch“, in: Josef Derbolav, Clemens Menze, Friedhelm Nicolin (Hrsg.), Sinn und Geschichtlichkeit. Werk und Wirkungen Theodor Litts. Verlag Klett-Cotta Stuttgart 1980, S. 61–77.

<sup>3</sup> Erschienen in: Natur in den Geisteswissenschaften I. Erstes Blaubeurer Symposium vom 23. bis 26. September 1987, hrsg. von Richard Brinkmann, Attempto Verlag Tübingen 1988, S. 75–88.

<sup>4</sup> Rainer Maria Rilke, „Erlebnis“. Schriften in Prosa (1930), S. 286–288.

schreibt dazu: „An einen Baum im Park gelehnt, fühlt der Dichter dessen Schwingungen in sich übergehen, die sich bei der Stärke des Baumstammes nicht als natürlicher physikalischer Vorgang erklären lassen. Er empfindet sie als eine ‚feine und ausgebreitete‘ Mitteilung, unter deren Eindruck er das Gefühl hat, als sei er ‚auf die andere Seite der Natur geraten‘ und so imstande, die Natur gleichsam von innen zu sehen und so ihre tiefere Bedeutung aufzufassen.“

„Eine Vinca, die in seiner Nähe stand und deren blauem Blick er auch sonst wohl zuweilen begegnet war, berührte ihn jetzt aus geistigerem Abstand, aber mit so unerschöpflicher Bedeutung, als ob nun nichts mehr zu verbergen sei.“

Kurz gesagt: Er fühlt, daß er in dieser Stunde fähig geworden ist, das aufzufassen, was die Dinge von ihrem eigenen Wesen, von ihrer eigenen ‚unerschöpflichen Bedeutung‘ ihm zu sagen haben. Er empfindet das Geschehen als eine geheimnisvolle an ihn gerichtete Mitteilung“ (A. a. O.).

Erlauben Sie mir, Ihnen noch ein Haiku von Basho vorzu stellen, das genau diese Wirkung auf mich macht:

Ganz genau besehen,	<i>Yoku mireba</i>
Ging Hirtentäschelkraut auf	<i>Nazuna Hana saku</i>
Dort an der Hecke.	<i>Kakine kana.</i>

Meines Erachtens geschieht in diesem Haiku der gleiche radikale Durchbruch im Sinn des Zen-Buddhismus, von dem Bollnow spricht.

In diesem Zusammenhang möchte ich jedoch vor allem auf ein Werk, sozusagen ein Elementarbilderbuch des Zen-Buddhismus hinweisen, das heute unter dem Titel „Der Ochs und sein Hirte“ auch in Deutschland bekannt ist<sup>5</sup>. Der

---

<sup>5</sup> Der Ochs und sein Hirte. Eine althinesische Zen-Geschichte, erläutert von Meister Daizohkutsu R. Ohtsu, mit japanischen Bildern aus dem 15. Jahrhundert. 326

Originaltitel lautet: „Zehn Bilder vom Ochsen.“ Dieses Buch enthält ursprünglich zehn einfache Holzschnitte. Sie illustrieren den Weg des zen-buddhistischen Erwachens („Satori“), versehen mit Sprüchen des alt-chinesischen Zen-Meisters Ts'i-Yüan und mit Preisgedichten von Meister Ku-an, ferner mit japanischen Hymnen. Sie zeigen den Grundgedanken des Zen-Buddhismus auf sehr einfache Weise. Der Originaltext ist in seiner ursprünglichen Gestalt schon vor etwa 800 Jahren in China entstanden und wird seit langer Zeit auch in japanischen Zen-Klöstern sehr geschätzt. Die schönsten Bilder sind im 15. Jahrhundert in Japan gemalte und jetzt im Shokokuji-Tempel in Kyoto aufbewahrte, sehr gut erhaltene Illustrationen.

Die „Zehn Bilder vom Ochsen“ stellen die zehn Stationen oder Stufen des Zen-Übungsweges dar. Das erste Bild zeigt „die Suche nach dem Ochsen“; der Hirte sucht seinen Ochsen. Das zweite Bild zeigt „das Finden der Ochsenspur“, das dritte „das Finden des Ochsen“, das vierte „das Fangen des Ochsen“, das fünfte „das Zähmen des Ochsen“. Das sechste Bild stellt „die Heimkehr auf dem Rücken des Ochsen“ dar. Auf dem siebten Bild ist „der Ochs vergessen, der Hirte bleibt“, und das achte bezeugt „die vollkommene Vergessenheit von Ochs und Hirte“. Das neunte bedeutet „Zurückkehrt in den Grund und Ursprung“ und das letzte, zehnte, das „Hereinkommen auf den Markt mit offenen Händen“.

Diese scheinbar sehr einfache, aber etwas rätselhafte Bildergeschichte möchte ich kurz erläutern und hoffe, durch diese Erklärung auch dem hier zugrundeliegenden Naturbegriff noch etwas näher zu kommen. Die Bilder zeigen, kurz gesagt, den Ablauf der zen-buddhistischen Menschenbildung. Aber was bedeutet eigentlich der Ochse? Der Meister Ohtsu sagt in seinen Erläuterungen und Hinweisen folgendes: „Mit

---

dert. Übersetzt von Kōichi Tsujimura und Hartmut Buchner, Verlag Günther Neske Pfullingen 1958 u. ö.

dem Ochsen nun soll unser eigenes Herz oder unser anfängliches Wesen gezeigt werden. Er weist gleichnishaft in das, was wir anfängliches Selbst, Buddha-Natur oder Ursprung der Wahrheit nennen.“ (S. 55)



Damit verbindet sich eine paradoxe Grundsituation des sich selbst suchenden Menschen. Im Vorwort des Originaltextes für das erste Bild ist das so beschrieben: „Wozu das Suchen? Seit jeher ist der Ochse niemals vermißt worden. Doch es geschah, daß der Hirte sich von sich selbst abwandte: da ward ihm sein eigener Ochse fremd und verlor sich zuletzt in staubiger Weite.“ (S. 13) Der Ochse, also unser eigenes Selbst, das jeder in sich selbst schon vollkommen birgt, ist natürlich nie jemals vermißt worden. Es ist also eigentlich gar nicht nötig, nach ihm zu suchen. Das wird so erläutert: „Im Augenblick auf sich selbst zurückkommen: darin besteht das Erwachen. Die Abwendung von sich selbst ist dagegen nichts anderes als Abkehr von diesem Erwachen. In der Abwendung ist der Mensch an die umweltlichen Dinge und Sachen verloren und wird durch sie umgetrieben“ (S. 68 f.). Dennoch hat der Hirte mit großer Entschlossenheit seine

suchende Reise nach seinem eigenen Selbst begonnen. Aber „der Fluß ‚Begierde‘ fließt tief, der Berg ‚Eigensinn‘ ragt hoch. Trotz seiner unerschrockenen Entschlossenheit fällt ihm die Wanderung nicht leicht. Endlos immer weiter führt der Weg der Übung“ (S. 70).



Und dann kommt das zweite Bild: Der Hirte, der lange Zeit auf hohen Bergen und in tiefer Schlucht, im Walde und am Gestade herumgewandert ist, wird jetzt der Ochsenspuren gewahr. Hierzu gibt es folgende Erläuterung: „Solange es die Spuren gibt, muß es auch den Ochsen geben, das eigene und anfängliche Wesen des Selbst“ (S. 74). Die Rede von „Spuren“ besagt zunächst: Der Hirte, nämlich der Schüler, hat die Sutren und die Wortsammlungen der alten Weisen gelesen und schon beim einsichtigen Meister mit der Zen-Übung begonnen. Aber auf dieser Stufe muß man folgendes hinzufügen: Er gewann durch diese Übung zwar eine allgemeine und begriffliche Kenntnis über sein eigenes Herz und sein anfängliches Wesen, aber er vermag noch nicht, aus sich selbst dieses Wesen tatsächlich sich anzueignen. In den Erläuterungen führt Meister Ohtsu aus: „All unser Tun und

Lassen, zum Beispiel das Essen der Speise oder das Ablegen der Kleidung, das Heben der Hand oder das Gehen zu Fuß, ist die Anwesenung des Herzens-Ochsen. Es gibt keine zwei: das suchende Selbst und den gesuchten Ochsen. Der japanische Zen-Meister Ikkyu sagte einmal: „Was ist gemeint mit dem Herzen? Obzwar es unsichtbar ist, erfüllt es Himmel und Erde“ (S. 76).



Auf der dritten Stufe, also beim „Finden des Ochsen“, dringt der Schüler noch weiter in den wahren Ursprung alles Anwesenden ein und kommt auf den großen Weg, der Wissen und Tun in Einklang bringt. Die Erläuterung von Meister Ohtsu für die dritte Hymne zum 3. Bild lautet: „Nach mühevoller Übung stieß der Schüler mit seinem Gesicht mitten auf die Nase des Ochsen. Jetzt gibt es kein Getrenntsein mehr zwischen beiden und daher auch kein Zweifeln und kein Zögern. Der Schüler braucht nicht mehr die Worte und Lehren aufzusuchen, die in der Sutra und in den Wortsammlungen der alten Meister und in unzähligen wissenschaftlichen Lehrbüchern niedergelegt sind. Er hat in sich selbst den Ochsen gefunden“ (S. 83).



Die vierte Stufe „Das Fangen des Ochsen“ ist „jene Stufe der Übung, auf der der Hirte das Herzenswesen bis zu seinem letzten Grunde durchschaut“ (S. 85).<sup>6</sup> Die dritte Hymne lautet folgendermaßen:

„Wo die duftenden Gräser hoch in den Himmel reichen,  
hat der Hirte den Ochsen gefangen.  
Vom Zügel an der Nase des Ochsen darf er die Hand  
noch nicht lassen.  
Der Weg der Heimkehr leuchtet dem Hirten schon klar.  
Doch muß er noch oft mit dem Ochsen halten,  
am blauen Fluß und auf grünem Berge.“ (S. 26)

---

<sup>6</sup> Vielleicht kann man diese Stufe in Analogie zu der Theorie der Selbstverwirklichung bei E. H. Erikson (in seinem epigenetischen Diagramm der menschlichen Tugenden) etwas leichter verstehen.



Das *fünfte Bild* „Das Zähmen des Ochsen“ erläutert Meister Otsu wie folgt: „In der voraufgehenden Stufe hat der Hirte den Ochsen wirklich gefangen. Aber gerade weil er ihn gefangen hat, kann er vom Ochsen befangen sein“ (S. 88). Um sich von dieser Befangenheit abscheiden und vom Ochsen lassen zu können, muß er ihn erst zähmen. „Hier beginnt die ‚Übung nach dem Durchbruch‘, die darin besteht, in all unserem Tun und Lassen, inmitten jeder Lage den Ochsen und uns zum reinen Einen zu bringen“ (S. 88). Das „Zähmen des Ochsen“ kann man in doppelter Beziehung sehen. Auf der einen Seite gilt: „Von Peitsche und Zügel darf der Hirte seine Hand keinen Augenblick lassen“; auf der anderen Seite aber „folgt er (der Ochse) von selbst ohne Fessel und Kette dem Hirten“ (S. 29).

Das sechste Bild stellt „Die Heimkehr auf dem Rücken des Ochsen“ dar. Auf der ersten Stufe, also im Bild „Die Suche nach dem Ochsen“ hieß es: „Gier nach Gewinn und Furcht vor Verlust entbrennen wie aufflammendes Feuer, und die Meinungen über Recht und Unrecht stehen auf widereinander gleich Speerspitzen im Schlachtfeld“ (S. 13). Aber hier,

auf der sechsten Stufe, ist der Kampf schon vorüber, und Gewinn und Verlust sind zunichte geworden.



Die Erläuterung von Meister Ohtsu dazu lautet: „Der Mensch ist hier der seiner selbst ledige Mensch, und auch der Ochs ist der seiner selbst ledige Ochs. Der ledige Mensch spielt die Flöte müßig auf dem Rücken des ledigen Ochsen, der ruhig und langsam dahinschreitet“ (S. 94). Die dritte Hymne für das sechste Bild lautet:

„Auf dem Ochsen umgedreht sitzend, kehrt er frohen  
Herzens nach Hause.  
Mit dem Bambushut und im Anzug von Stroh zieht er  
dahin im Abendnebel.  
Schritt vor Schritt. Der kühle Wind weht leise und mild.  
Der Ochse wirft keinen Blick auf das leidige Gras.“  
(S. 34)

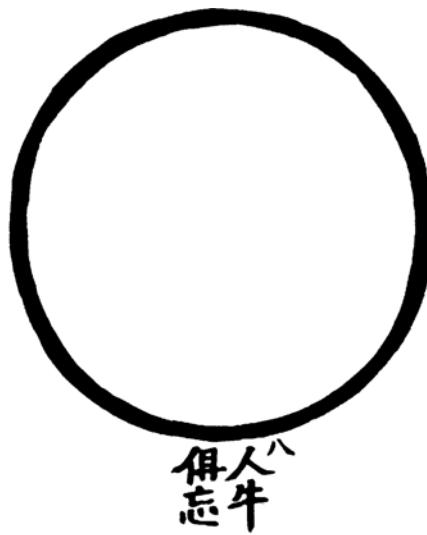


Auf dem sechsten Bild sind der Hirte und der Ochse in der „Sammlung des Wesens“ in eine Einheit zurückgebracht worden. Aber auf dem siebten Bild „Der Ochs ist vergessen, der Hirte bleibt“ wird diese Einheit auch schon durchschriften und zurückgelassen und die „gewonnene Bezeugung der Wahrheit“ vergessen. Das siebte Bild zeigt nur den Hirten, der mit gefalteten Händen gegen den Berggipfel betet. Die Erläuterung von Meister Ohtsu lautet: „Einst sagte Meister Lin-dji: ‚Inmitten des Leibes wohnt ein wahrer Mensch von keinem Rang. Ständig geht er ein und aus durch eure Sinne. Wer ihn noch nicht bezeugt hat, der erblicke und durchblicke ihn!‘ Wenn einer in sich selbst diesen wahren Menschen von keinem Rang durchblickt hat, kehrt alles Anwesende in sein Selbst zurück. Irren und Erwachen, Gewinn und Verlust, Recht und Unrecht, Gut und Böse sind dann in ihm zur anfänglichen Ungeschiedenheit gebracht. Erst hier wird er ein fröhliches, sich selbst genießendes Selbst. Über alle Zeiten und alle Räume hinweg leuchtet das Licht des anfänglichen Wesens klar und durchsichtig“ (S. 101). Die 3. Hymne für dieses Bild lautet:

„Heimgekehrt ist der Hirte, nun gibt es überall Heimat.  
Sind Ding und Ich gänzlich vergessen, herrscht Ruhe den  
ganzen Tag.“

Glaube den Gipfel ‚Zugang zum tiefen Geheimnis‘.  
Auf solchem Gipfel gehört ein Mensch nicht mehr in die  
Menschenwelt.“ (S. 38)

Das Wort „der Gipfel ‚Zugang zum tiefen Geheimnis‘“ ist schwierig zu verstehen. Nach der Erläuterung von Meister Ohtsu entstammt es einem Lobgedicht des Zen-Meisters Tiän-tai-Schau: „Der Gipfel ‚Zugang zum tiefen Geheimnis‘ gehört nicht zur Menschenwelt. Außerhalb des Herzens gibt es kein Anwesendes. Soweit das Auge sieht: Überall grüne Berge“ (S. 107). Aber gerade der Gipfel ‚Zugang zum tiefen Geheimnis‘ ist das anfängliche Wesen jedes Menschen. Deshalb lautet die Erläuterung von Meister Ohtsu so: „Glaube den Gipfel, das heißtt, glaube das anfängliche Wesen, glaube den Himmel und die Hölle, das Einst und das Jetzt, glaube Alles. Auch die weltlichen Begierden und Leidenschaften sind, wenn sie einmal bis zu ihrem Ursprung durchschaut werden, jener Gipfel, das heißtt das anfängliche Wesen des Selbst“ (S. 108).



Dann kommt das achte Bild: „Die vollkommene Vergessenheit von Ochs und Hirte“. Hier ist nur ein leerer Kreis zu sehen. Im Vorwort des Originaltextes heißt es: „Alle weltlichen Begierden sind abgefallen, und zugleich hat sich der Sinn der Heiligkeit spurlos geleert“ (S. 41). Diese vollkommene Abwesenheit, diese absolute Leerheit ist der ursprüngliche Ort, wo alles Denken und Wissen entspringt. Deshalb ist diese absolute Negativität zugleich die absolute Positivität.



Auf dem neunten Bild „Zurückgekehrt in den Grund und Ursprung“ erscheint die Natur selbst. Auf diesem Bild ist die Pflaumenblüte zu sehen, die einfach so blüht wie sie blüht. Naturdinge konnten wir schon früher sehen, z. B. auf den Bildern eins bis vier, aber dort blieben sie im Hintergrund. Der Hirte hat sie gar nicht wahrgenommen. Das erinnert mich an Bollnows Bemerkung: „Für den im praktischen Umgang mit den Dingen lebenden Menschen gibt es keine Natur, wenn wir unter Natur die Gesamtheit des unabhängig vom Menschen Bestehenden, das von sich aus Gewach-

sene im Unterschied zu dem vom Menschen Gemachten verstehen.“<sup>7</sup>

Der chinesische Originaltext zum neunten Bild lautet: „Anfänglich: rein, kein Staub. Einer beschaut den wechselnden Ausgang und Untergang des Seienden und wohnt selbst in der gesammelten Stille des Nicht-Machens“ (S. 45). „Anfänglich: rein, kein Staub“ bedeutet: alles weltlich Anwesende selbst ist schon Buddha, also eigentliches Selbst. Ferner heißt es im Originaltext: „Blau fließen die Ströme, grün ragen die Gebirge“ (S. 45). Ganz ähnlich klingt ein zen-buddhistischer Spruch: „Blumen sind rot, Weiden sind grün.“ Erst hier wird alles in absoluter Weise bejaht und wird alles und jedes in der eigentlichen Natur gesehen, nämlich so, wie es von sich selbst her ist.



Das letzte, zehnte Bild heißt: „Markt, Ankunft mit offenen Händen“. Hier sind zwei Gestalten zu sehen, auf der einen Seite ein Alter, eine Metamorphose des Maitreya, nämlich

<sup>7</sup> Der Mensch und die Natur als pädagogisches Problem, a. a. O., S. 79.

des zukünftigen Buddha, der auch eine Metamorphose jenes Hirten ist und auf der andern Seite wieder ein Junge, wie der Hirt einer gewesen ist. Und zwar begegnen sich beide einander grüßend und im Gespräch.

Unsere Gedanken über dieses wichtige Werk des Zen führen mich zu diesem Schluß: Nur mit unbefangener, unvoreingenommener ‚lediger‘ Seele, d. h. nur in gelassener Offenheit können wir alles und jedes so sehen, wie es von sich selbst her ist, d. h. in der eigentlichen Natur. Und nur in solcher gelassener Offenheit können wir auch dem andern Menschen wahrhaft begegnen und ihn so sehen, wie er von sich selbst her ist.

Meine Damen und Herren. Lassen Sie mich zum Schluß noch einmal das schöne Wort von Böllnow sprechen, das der geheime Leitfaden meiner Überlegungen gewesen ist:

*„Die Natur als solche ist dem Menschen nicht ursprünglich gegeben. Um sie in den Blick zu bekommen, bedarf es erst eines radikalen Durchbruchs und zwar derart, daß der Mensch ihn nicht aus eigenem Antrieb leisten kann, sondern der nur in einer ihm von außen entgegentretenden Erfahrung, in einer Begegnung im vollen Sinn des Worts, entspringen kann.“*

Ich danke Ihnen.